

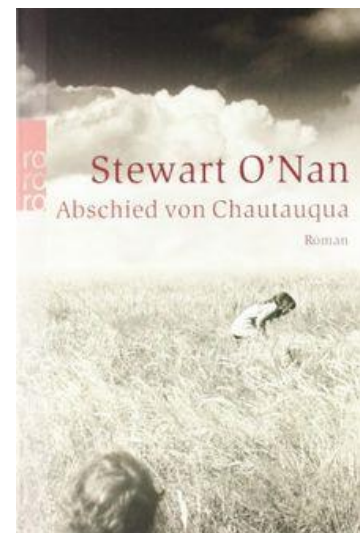
Buchtipp des Monats März

Stewart O’Nan, *Abschied von Chautauqua*. Roman. Aus dem Amerikanischen von Thomas Gunkel. Rowohlt Verlag, Reinbek 2005, 700 Seiten (auch als TB!)

Was für ein ambitioniertes Unternehmen: ein Roman, der über sieben Tage minutiös das Geschehen konsequent abwechselnd aus der Sicht aller beteiligten Personen erzählt, die drei Generationen der Familie Maxwell zusammen in ihrem Sommerhaus verbringen. Ein Familienroman, der die Konstellationen, Verletzungen, Erinnerungen wie in einem großen Mosaik zusammensetzt, bei dem die Erzählstimmen so zugleich aber auch hinterfragt werden, brüchig erscheinen, sich mühsam weitertasten. Wie das Leben. Und das ist die große Stärke dieses Romans, das Können des amerikanischen Autors Stewart O’Nan. Er versteht es sehr gut, die Gefühlslagen seiner Figuren auszuloten, die Spannungen und Ressentiments zwischen ihnen zu schildern. Das Haus ist nicht luxuriös, aber idyllisch am Lake Chautauqua gelegen, einem beliebten Ferienort in der Nähe der kanadischen Grenze im Bundesstaat New York. Der gemeinsame einwöchige Urlaub dort gehört zur Familientradition – einer Tradition, die mit diesem Aufenthalt allerdings zu Ende geht: Emily hat sich nach dem Tod ihres Mannes Henry entschlossen, das Haus zu verkaufen.

O’Nan räumt in „Abschied von Chautauqua“ allen Figuren in etwa gleich viel Platz ein, die am genauesten gezeichneten Personen sind Emily, Tochter Margaret und Sohn Ken sowie Henrys Schwester Arlene, die zeitlebens ein zwiespältiges Verhältnis zur Ehefrau hatte und nun am Ende des Lebens mit ihr übriggeblieben auszukommen versucht. Dabei gelangen ihm immer wieder fantastische Bilder von solcher Tiefenschärfe, dass es einen lesend in einen Sog hineinzieht, in denen man den Bildern folgt und auf eigene Spurensuche geht, Verästelungen der Geschichte in Erinnerungen bis in kleinste Nuancen und Farben, Gefühlen und Gedanken, Gerüchen und Geschmäckern.

So etwa, als Ken mit den Kindern ins Kino geht: „Der Film war typisch, dachte Ken, er machte den Kindern weis, dass ihre Eltern egoistisch seien und sie etwas Besseres verdient hatten, disneyfizierte Schuldgefühle, an die er sich aus Filmen, mit denen er aufgewachsen war, nicht erinnern konnte. Sein Vater wäre nicht allein mit ihnen ins Kino gegangen. Vielleicht an einem Samstagabend ins Autokino, mit der ganzen Familie, und seine Mutter hatte zu Hause Popcorn gemacht, das sie in einer Keksdose mitnahmen. Er stellte sich seinen Vater vor, ein Lichtkörnchen in seiner Brille gefangen, ein verschwommenes Bild auf der Leinwand.“ (240) Oder, wenn Arlene sinniert und dabei den Zeitbogen von der Gegenwart in die fern versunkene Vergangenheit und eine zukünftige Situation ohne sie spannt: „Wenn Arlene die Zedertruhe öffnete, würde sie sie so sehen, wie sie einmal gewesen war, am Fuß des Bettes im Gästezimmer ihrer Großmutter McElheny stehend, nach der Armeedecke ihres Großvaters aus dem Ersten Weltkriegs duftend. ... Unten erwartete sie der Rest des Hauses, jedes Zimmer so ausgestattet wie damals, als sie sieben war. Hinten im Garten, in den man



durch die sonnige Küche ihrer Großmutter gelangte, warf Henry vielleicht einen Ball in die Luft, oder er saß im Kirschbaum und schnitzte an einem Stock. Daran konnte sich Kenneth nicht erinnern und Ella schon gar nicht. Sie würden sich an das Sommerhaus erinnern, dachte Arlene – und an sie, das hoffte sie wenigstens.“ (251) Oder auch, eine der schönsten Stellen, die zugleich die Kraft der Erinnerung und das schließliche Übrigbleiben zitiert. Gesten zeigt. Ein Moment, in dem die beiden Geschwister lange zusammengesessen und sich erzählt hatten und nun müde-betrunken in ihre Betten gehen: „‘Träum was Schönes‘, sagte Meg aus dem Dunkeln, wie sie es immer getan hatte, als sie noch klein waren. Damals hatte sie es wörtlich gemeint, als Einladung in eine andere, bessere Welt am Ende des Tages. Jetzt kam es ihm nur noch wie eine liebevolle Gewohnheit vor, die überlebt hatte und kaum Schutz vor dem Leben bot, das in ihrem Innern vor sich ging, egal, ob wirklich oder bloß eingebildet. Und doch war sie es, damals wie heute, die es ihm zuerst wünschte und es auch aufrichtig meinte. Seine Schwester. ‚Du auch‘, erwiderte er.“ (274)

Stewart O’Nan wurde 1961 in Pittsburgh/Pennsylvania geboren und wuchs in Boston auf.



Bevor er Schriftsteller wurde, arbeitete er als Flugzeugingenieur und studierte an der Cornell University Literaturwissenschaft. Für seinen Erstlingsroman «Engel im Schnee» erhielt er 1993 den William-Faulkner-Preis. Er veröffentlichte zahlreiche von Kritik und großer Leserschaft gefeierte Romane. Wer die Darstellung des Alltagslebens in der Literatur mag, wer hineinversinken mag und es genießt,

in eine Romanwelt einzutauchen, der wird hier mit der genauen Beobachtungsgabe eines der großen Köpfe der Gegenwartsliteratur belohnt. Und wie: Denn –was für ein Unternehmen: Stewart O’Nan legte nach „Abschied von Chautauqua“ (2005) und „Emily allein“ (2012) legt Stewart O’Nan mit „Henry persönlich“ (2019) den dritten Roman um die Eheleute Emily und Henry Maxwell vor. Sein Schreiben tastet sich dabei in umgekehrter Richtung der Familiengeschichte vor. Das Thema dabei ist das Ringen um Erinnerungen, die Leben aufheben: vor dem Versinken bewahren, zum Leuchten bringen, verwandeln. „Alles ging vorbei. Und das war richtig, dachte sie. Es hatte keinen Sinn, dagegen anzukämpfen. Das war nicht zu ändern, und doch ließ ihr die unentrinnbare Bestimmung des Lebens keine Ruhe, Tod ohne Auferstehung, das Ende von allem.“ (344) Stewart O’Nan macht daraus schreibend einen Anfang. Wie spannend, wie intensiv – wie ambitioniert.

Dirk Steinfurt